



Leseprobe

Madeleine Thien
Flüchtige Seelen
Roman

Bestellen Sie mit einem Klick für 10,00 €



Seiten: 256

Erscheinungstermin: 09. Oktober 2017

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

www.penguinrandomhouse.de

Inhalte

- Buch lesen
- Mehr zum Autor

Zum Buch

Die Neurologin Janie kam als Mädchen von Kambodscha nach Kanada und hat sich in Montreal ein neues Leben aufgebaut. Als ihr Kollege und Mentor Hiroji plötzlich spurlos verschwindet, bricht diese Welt für sie zusammen, und sie muss sich der eigenen Vergangenheit stellen. Die preisgekrönte Schriftstellerin Madeleine Thien folgt den Erinnerungen, Verletzungen und Träumen ihrer Figuren aus dem Kanada der Gegenwart in den tropischen Dschungel Kambodschas in den siebziger Jahren, als dort die Roten Khmer mit brutalem Terror und der Ermordung von Millionen von Menschen eine neue Gesellschaftsordnung errichten wollten. Mit klarer, sanfter Sprache erzählt sie vom Verlust und von der Wiedergewinnung der Menschlichkeit.



Autor

Madeleine Thien

Madeleine Thien wurde 1974 in Vancouver, British Columbia, geboren. Ihre Eltern stammen aus Malaysia und China und emigrierten in den 1960ern nach Kanada. Als Kind begann Thien mit Ballett, Stepptanz und Akrobatik, später studierte sie Tanz, wechselte dann 1994 über zu Literatur. Ihr erstes Buch »Einfache Rezepte«, eine Sammlung von Kurzgeschichten, wurde mit vier kanadischen Literaturpreisen ausgezeichnet. Für ihren Roman »Flüchtige Seelen« erhielt Thien 2015 den LiBeraturpreis von Litprom. »Sag nicht, wir hätten gar nichts« kam 2016 auf die Shortlist des Man

Die Neurologin Janie kam als Mädchen von Kambodscha nach Kanada und hat sich in Montreal ein neues Leben aufgebaut. Als ihr Kollege und Mentor Hiroji von einem Tag auf den anderen verschwindet, ist Janie auf eine Weise verstört, die sie sich selbst nicht erklären kann. Sie findet heraus, dass Hiroji offenbar in Kambodscha nach seinem verschollenen Bruder suchen will, und plötzlich bricht alles über sie herein, was sie so lange so gut verborgen hatte: Wie sie als kleines Mädchen, als sie noch Mei hieß, mit ihrer Familie Hals über Kopf Phnom Penh verlassen musste, wie ihr Vater abtransportiert wurde, sie mit ihrer Mutter und ihrem Bruder auf dem Land arbeiten und leben sollte, wo es nichts gab, wo Hunger, Krankheit und Gewalt herrschten. Und wie alles, was sie kannte und liebte, zerstört wurde. Erst als Janie sich aufmacht, Hiroji und ihre eigene Vergangenheit wiederzufinden, setzt sich das Puzzle ihres Lebens allmählich wieder für sie zusammen.

MADELEINE THIEN wurde 1974 in Vancouver, British Columbia, geboren. Ihre Eltern stammen aus Malaysia und China und emigrierten in den 1960ern nach Kanada.

Zunächst studierte Thien Tanz, dann Literatur an der University of British Columbia. Ihr erstes Buch „Einfache Rezepte“, eine Sammlung von Kurzgeschichten, wurde mit vier kanadischen Literaturpreisen ausgezeichnet, ihr Debütroman »Jene Sehnsucht nach Gewissheit« in sechzehn Sprachen übersetzt. Für ihren Roman »Flüchtige Seelen« erhielt Madeleine Thien 2015 den LiBeraturpreis der Frankfurter Buchmesse, und ihr Roman »Sag nicht, wir hätten gar nichts« wurde 2016 ausgezeichnet mit dem Governor General's Literary Award und dem Scotiabank Giller Prize, den höchsten Literaturpreisen Kanadas.

Madeleine Thien lebt heute in Montreal.

MADELEINE THIEN BEI BTB
Einfache Rezepte. Erzählungen (74028)

Madeleine Thien

Flüchtige Seelen

Roman

*Aus dem kanadischen Englisch
von Almuth Carstens*

btb

Die Originalausgabe erschien 2011 unter dem Titel »Dogs at the
Perimeter« bei McClelland & Stewart, Toronto.

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten,
so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung,
da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich auf
deren Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967

1. Auflage

Genehmigte Taschenbuchausgabe November 2017
btb Verlag in der Verlagsgruppe Random House GmbH,
Neumarkter Straße 28, 81673 München

Copyright © der Originalausgabe 2011 Madeleine Thien

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2014

Luchterhand Literaturverlag, München, in der

Verlagsgruppe Random House GmbH

Umschlaggestaltung: semper smile, München

Covermotiv: © Pietari Posti/Trevillion Images

Druck und Einband: GGP Media GmbH, Pößneck

CP · Herstellung: sc

Printed in Germany

ISBN 978-3-442-71576-3

www.btb-verlag.de

www.facebook.com/btbverlag

Für meine Mutter

Berichte den Göttern, was mir geschieht.

Haing S. Ngor, *Survival in the Killing Fields*

Samstag, 18. Februar

{Fragment}

Am 29. November 2005 verließ mein Freund Dr. Hiroji Matsui um 19:29 Uhr das Hirnforschungszentrum Montreal. Seine Miene auf der Videoaufzeichnung verrät nichts. Für einen kurzen Moment fängt ihn die Kamera im Vorbeigehen ein: graue Haare, ordentlich gekämmt. Silber gefasste Brille, buschige Augenbrauen, ein störrisches Kinn, die Weichheit eines Altmännergesichts. Er trägt trotz der Eiskälte keinen Mantel und hat nichts bei sich, nicht einmal die Aktentasche, mit der er am selben Morgen gekommen ist. Er ging durch eine Seitentür hinaus und eine metallene Treppe hinunter. Und dann spazierte Hiroji in die Stadt und löste sich in Luft auf. Der Beamte, dem der Fall zugeteilt war, sagte mir, dass die Polizei ohne Hinweise auf ein Verbrechen nur sehr wenig tun kann. Selbst in einer Welt der ständigen Überwachung und Kontrolle ist es bemerkenswert einfach unterzutauchen. Manche Menschen geben sich große Mühe, ihre Identität hinter sich zu lassen, indem sie sich von Kreditkarten und Bankkonten trennen, von Versicherungsunterlagen, Rentenansprüchen und Führerschein. Ich hätte dem Beamten gern gesagt, was ich glaubte, dass nämlich Hirojis Verschwinden nur ein vorübergehendes sei, aber die Worte kamen nicht. Sie fielen mir nicht rechtzeitig ein, genau wie früher. Viele Vermisste, fuhr der Beamte fort, wollen nicht mehr sie

selbst sein, nicht mit ihrer preisgegebenen Identität in Verbindung gebracht werden. Es geht ihnen darum, niemals gefunden zu werden.

{Ende}

Janie

SIE GEHEN FRÜH schlafen und stehen im Dunkeln auf. Es ist Winter. Die Nächte sind lang, aber draußen dringt dort, wo das Laub von den Ästen gefallen ist, schneeiges Licht durch. Es gibt eine Katze, die findet die Sonnenscheinpfützen. Sie war klein, als der Junge klein war, doch dann wurde sie erwachsen und ließ ihn hinter sich zurück. Trotzdem kauert sie nachts immer noch besitzergreifend auf Kiris Bett. Die beiden sind im Abstand von nur wenigen Wochen zur Welt gekommen, aber inzwischen ist er sieben, und sie ist vierundvierzig. Mein Sohn ist der Anfang, die Mitte und das Ende. Als er klein war, pflegte ich ihm auf Händen und Knien zu folgen, und wir krabbelten auf den Holzdielen hintereinander her, während sich die Katze zwischen unseren Beinen hindurchschlängelte. *Hallo, hallo*, sagte mein Sohn dann. *Hallo, liebe Freundin. Wie geht es dir?* So schob er sich voran, ein Elefant, ein Triumphwagen, ein glorreicher Narr.

Jetzt, Mitte Februar, sonntags, herrscht Zwielight.

Der Eisregen der letzten Nacht hat die Zweige kristallisiert. Unsere Wohnung liegt im ersten Stock, nach Westen, und ist über eine Wendeltreppe zu erreichen, von der weißer Lack abblättert, so dass die Kanten rostig glänzen. Durch das Fenster kann ich meinen Sohn sehen. Kiri legt eine Schallplatte auf, die er behutsam aus ihrer Papphülle gezogen hat und vorsichtig zwischen seinen Fingerspitzen hält. Ich kenne die Platte, die er immer wählt. Ich weiß, dass er zusieht, wie sich die Nadel hebt und der mechanische Arm an Ort und

Stelle rückt. Ich kenne das Äußere, nicht aber das Geheime, weiß nicht, wie seine Gedanken aufsteigen, drängend und vielfältig, wie sie sich entwirren oder unweigerlich ordnen.

Kiri ist in der zweiten Klasse. Er hat die dunkelbraunen Haare seines Vaters und auffällige, wunderschöne Augen in der Farbe meiner eigenen. Sein kambodschanischer Name bedeutet »Berg«. Ich würde am liebsten die Treppe hochrennen und meinen Schlüssel im Schloss drehen, so dass die Tür zu meiner Wohnung weit aufschwingt.

Als meine Angst – die Angst davor, dass Kiri aus dem Fenster schaut und dieses ihm vertraute Auto sieht, dass mein Sohn mich sieht – über meine Sehnsucht siegt, lasse ich den Motor an, schere vom Bürgersteig aus und rolle auf der leeren Straße davon. In meinem Kopf klingt noch die Musik nach, schaukelt sein Körper wie eine Glocke zu der Melodie. Ich erinnere mich daran, wie er, ein Häufchen Elend, auf dem Boden lag und verängstigt zu mir aufblickte. Ich versuche, diese Erinnerung zu verscheuchen, mich auf die verschwimmenden Lichter zu konzentrieren, auf die vereiste Fahrbahn. Mein Bett ist nicht weit entfernt, aber ein Teil von mir würde am liebsten weiterfahren, aus der Stadt hinaus und schnurstracks auf den Highway. Stattdessen drehe ich endlose Runden durch die Wohnstraßen. Vor Hirojis Wohnung, wo ich in den letzten Wochen übernachtet habe, wird ein Platz frei, und ich lenke den Wagen an den Bordstein.

Morgen kommt bald, sage ich mir. Morgen werde ich meinen Sohn sehen.

Der Wind peitscht auf mich ein und nimmt mir das bisschen Wärme, das ich habe. Ich schaffe es kaum, schnell genug die Tür abzuschließen und nach oben zu gelangen. Drinnen ziehe ich meine Stiefel aus, behalte wegen der Kälte

jedoch Mantel und Schal an. Taka die Alte, Hirojis Katze, hüpf durch den langen Flur vor mir her. Das Licht auf dem Anrufbeantworter blinkt, und ich drücke so ungestüm auf den viereckigen Knopf, dass das Gerät zweimal hickst, ehe es anspringt.

Navins Stimme. »Ich habe das Auto gesehen«, sagt mein Mann. »Janie? Bist du da?« Er wartet. Im Hintergrund ruft mein Sohn. Ihre Stimmen klingen, als wäre die eine das Echo der anderen. »Nein, Kiri. Beil dich, Kumpel. Ab ins Bett.« Ich höre Schritte, eine zufallende Tür und dann Navin, der zurückkommt. Er sagt, dass er mit Kiri für ein paar Wochen nach Vancouver fahren möchte, dass der zeitliche und räumliche Abstand uns vielleicht hilft. »Wir gehen zu Lena«, sagt er. Ich nicke, weil ich ganz und gar einverstanden bin – Lenas Haus steht leer, seit sie letztes Jahr gestorben ist –, aber ein dumpfer Kummer durchströmt mich.

Es folgt eine letzte Nachricht. Ich höre ein Klicken in der Leitung, dann das Piepen von Tasten, die gedrückt werden. Dann Stille.

Der Kühlschrank ist bemerkenswert leer. Ich mache eine rasche Bestandsaufnahme seines schimmernden Inneren: altes Brot im Eisfach, zwei Dosen gewürfelte Tomaten, eine Büchse geräucherte Muscheln und, himmlisch, drei Flaschen Wein. Ich hole das Brot und die Muscheln heraus, gieße mir ein Glas von dem schäumenden Wein ein und bleibe an der Theke stehen, bis der Toaster meine Mahlzeit ausspuckt. Gourmetkost. Ich öffne die Büchse und esse die Muscheln, eine nach der anderen. Der Wein spült das Brot zügig hinunter. Alles ist zu rasch weg bis auf den Wein, der mich zum Sofa begleitet, wo ich das Radio einschalte. Musik schwillt an und tanzt durch den Raum.

Der spritzige Wein macht mich verdrießlich. Ich trinke die Flasche schnell aus, damit ich sie los bin. »Nur Körper«, erklärte mir Hiroji einmal, »haben Schmerzen.« Er war gerade bei mir im Labor und sah dabei zu, wie ich ein Motoneuron aus einer Aplysia zog. Körper, Geist – für ihn waren sie identisch, eins ließ sich nicht ohne das andere denken.

Halb elf. Es ist zu früh zum Schlafen, doch ich fühle mich unbehaglich in der Dunkelheit. Ich würde gern Meng anrufen, meinen ältesten Freund, mit dem ich seit über zwei Wochen nicht gesprochen habe, aber in Paris ist jetzt die Stunde des Wolfs. Meine Glieder fühlen sich leicht an, und ich trudele ziellos durch die Räume. Auf der anderen Seite der Wohnung, in Hirojis kleinem Arbeitszimmer, stehen die Fenster offen, und die Gardinen scheinen sich gereizt, eigensinnig zu bewegen. Der Schreibtisch ist explodiert, vielleicht letzte Woche, vielleicht früher, aber inzwischen haben sich all die Unterlagen und Bücher zu einem ausgewogeneren Erscheinungsbild geordnet. Trotzdem wirkt der Schreibtisch noch tückisch. Auf ihn gehäuft, wie ein Gletscher, der seine Oberfläche usurpiert, sind die Seiten, an denen ich arbeite. Taka die Alte war hier: Das Papier ist zerknittert und noch ein bisschen warm.

Seit er vor fast drei Monaten verschwunden ist, habe ich keinen Kontakt mit Hiroji. Ich versuche, eine Liste anzulegen von allem, was er mir erzählt hat: von den Leuten, die er behandelt, den Wissenschaftlern, die er gekannt hat. Diese Liste füllt Blatt um Blatt – jeweils eine Erinnerung, ein Ort, ein Hinweis –, damit nicht alle Orte, alle Gedanken wie betäubender Lärm zugleich auf mich einprasseln. Auf Hirojis Schreibtisch steht ein altes Foto, das ihn und seinen älteren Bruder zeigt, hinter ihnen ein smaragdgrüner Wald. Hiroji,

noch ein Kind, lächelt breit. Sie tragen keine Schuhe, und Junichiro oder James hat eine Hand in die Hüfte gestemmt, das Kinn erhoben und fordert die Kamera heraus. Er hat ein bezauberndes, trauriges Gesicht.

Manchmal scheint es in dieser Wohnung regelrecht zu wimmeln von geliebten, fremden, erdachten Menschen. Sie beschuldigen mich nicht, ziehen mich nicht zur Rechenschaft, aber ich bin unfähig, mich von ihnen zu trennen. Anfangs befürchtete ich das Schlimmste, dass Hiroji sich das Leben genommen hat. Doch ich sage mir, wenn es Selbstmord gewesen wäre, hätte er einen Brief, hätte er irgendetwas hinterlassen. Hiroji wusste, wie es ist, wenn die Vermissten endlos in uns weiterleben. Sie werden so groß und wir so leer, dass auch die kältesten Winternächte sie nicht verschlucken. Ich entsinne mich, wie ich als Kind im Meer schwamm, allein im Golf von Thailand. Mein Bruder ist nicht mehr da, aber ich schaue hinauf in den weißen Himmel und glaube, dass ich ihn irgendwie zurückrufen kann. Wenn ich nur tapfer genug oder wahrhaftig genug bin. Länder, Städte, Familien. Nichts braucht zu verschwinden. An Hirojis Schreibtisch geht mir die Arbeit schnell von der Hand. Die Stimme meines Sohnes hat sich in meinem Kopf festgesetzt, aber ich habe die Fähigkeit verloren, ihn zu beschützen. Ich weiß, dass, egal, was ich sage, was ich mache, das, was ich getan habe, nicht zu verzeihen ist. Meine eigenen Hände scheinen mich zu verspotten, sie sagen mir, je weiter ich fliehe, desto länger wird der Heimweg, den ich zurücklegen muss. Du hättest das Reservoir nie verlassen dürfen, sondern in den Höhlen bleiben sollen. Sieh dich doch um, wir sind wieder am selben Ort gelandet, oder? In den Gebäuden auf der anderen Straßenseite wird es dunkel, aber die Worte kommen

trotzdem, häufen sich an wie Schnee, wie Staub, eine zarte Decke, die so leicht verweht.

Sonntag, 19. Februar

{Fragment}

Elie war achtundfünfzig, als sie anfang, ihre Sprache zu verlieren. Sie erzählte Hiroji, dass es zum ersten Mal in der St. Michael's Church in Montreal geschah, als ihr die Worte des Vaterunser, Worte, die sie praktisch kannte, seit sie sprechen gelernt hatte, nicht mehr über die Lippen kommen wollten. Einen kurzen Moment lang, während um sie herum die Gemeinde betete, verflüchtigte sich die gesamte Begrifflichkeit von Sprache aus ihrem Kopf. Stattdessen kam ihr das grüne Gewand des Priesters unendlich komplex vor, und die Wintermäntel der Gläubigen flimmerten wie eine Collage, das Werk eines Pointillisten, ein Seurat: Präzision, klare Abgrenzung und eine herzerreißende Schönheit. Das Vaterunser berührte sie auf dieselbe körperliche Weise, wie es der Wind hätte tun können; sie nahm Klang wahr, aber keine Bedeutung. Sie fühlte sich erhoben und allein, Gott nahe und doch verstoßen.

Und dann war der Moment vorbei. Sie kam wieder zu sich, und auch die Worte kehrten zurück. Eine leichte Halluzination, dachte Elie. *Champagner im Hirn.*

Sie ging nach Hause und tat dasselbe wie immer. Sie schloss die Glastüren ihres Ateliers, entriegelte die Fenster, schob sie nach oben und malte. Es war Winter, deshalb trug sie zwei T-Shirts unter ihrer Jacke und Sweatpants aus Fleece, dicke Socken und chinesische Slipper an den Füßen und eine Wollmütze auf dem Kopf. Vor gut zehn Jah-

ren hatte sie als Ingenieurin für Biomechanik auf dem Gebiet der motorischen Kontrolle geforscht und Vorlesungen an der McGill University gehalten, diesen Beruf jedoch im Alter von sechsundvierzig aufgegeben. Jetzt entfaltete sich Erleben für sie anders, es war fließender, transitorischer, umschloss sie wie ein wogendes Meer, das die Sonnenstrahlen bricht. Wenn sie die Augen zumachte, sah sie, wie sich die unwahrscheinlichsten Dinge an den Rändern berührten – ein Vogel und ein Mensch und ein vom Tisch eines Kindes rollender Stift –, ineinanderschlangen und zu einer einzigen Substanz verbanden. Sogar die Menschen, die sie liebte, erschienen ihr verändert, komprimierter, kompakter, wie Kompositionen, Endlosschleifen in ihrem Kopf. Die Malerei war ihr Ein und Alles. Sie malte, bis sie ihre Arme nicht mehr spürte, zehn, zwölf Stunden am Stück, jeden Tag, und sogar das genügte ihr nicht. Sie erklärte Gregor, ihrem Mann, es sei, als habe sie einen Höhepunkt erreicht, an dem alle Kräfte miteinander verschmolzen. Gregor, von Beruf Küchenchef, gewöhnte sich daran, zu den Rhythmen von Debussy und Ravel und Fauré einzuschlafen, Elies Lieblingsbegleitung. Er gewöhnte sich an den Geruch von Ölfarbe auf ihrer Haut, daran, wie sie, statt zu sprechen, mit den Händen gestikulierte, mit neuer Leidenschaft und Rechtschaffenheit in die Welt blickte. »Ich kann sehen«, rief sie ihm eines Tages zu. »Schau nur, was ich sehen kann.«

»Ich dachte«, sagte Elie zu Hiroji, als er sie schon jahrelang behandelt hatte, »meine ganze Vergangenheit sei Phantasie gewesen. Nur die Gegenwart war real für mich.«

Der Champagner kehrte in ihr Gehirn zurück, löschte die Namen von Personen, Liedtexte, Straßennamen, Buchtitel. Manchmal hatte sie das Gefühl, die Wörter selbst

seien aus ihren Gedanken, ihrer Sprache, sogar aus ihrem Schreiben verschwunden. Ein Pfropf steckte in ihrer Kehle, und in ihrem Geist war ein schwarzes Loch. Beim Malen verwandelte sie Musik in Bilder, und die einzelnen Phrasen glichen Wörtern, die wiederum in geometrische Formen zerfielen, so dass ihre Gemälde all deren gesplitterte, glitzernde Fragmente erfassten. Wenn sie arbeitete, gab es keine Schranken mehr zwischen ihr und der Wirklichkeit, konnte das Bild alles sagen, was sie nicht zu sagen vermochte. Sie sprach immer weniger. Aber sie konnte mit dem Verlust der Sprache leben, wenn das der Preis war. Damals erschien er ihr niedrig.

Sie malte, als sie das Zittern in ihrem rechten Arm bemerkte.

Bei ihrem ersten Treffen mit Hiroji hatte er sie gefragt, ob sie das Sprechen mühsam finde. Das Wort war ihr vorgekommen wie das grüne Gewand des Priesters an jenem Tag in der St. Michael's Church, ein Bild, das alle anderen Vorstellungen blockierte. Ja, *sehr* mühsam sei es. »Ich ver falle«, entgegnete sie Hiroji, was sie selbst überraschte.

»Was meinen Sie damit?«, wollte er wissen.

»Ich kann nicht ... mit den ...« Um Worte ringend, legte sie die Hände aneinander. »Es ist zu viel da.«

Hiroji schickte sie zu verschiedenen Untersuchungen. Magnetresonanztomogramme sind aufschlussreich. Das Erste, was dem Betrachter auffällt, ist die weiße Linie, der zarte Umriss des Schädels, erstaunlich dünn. Und dann, innerhalb des Schädels, die graue Masse, die sich um den aus weißer Materie bestehenden Kern faltet. Elies linke Gehirnhälfte, die dominante Seite (sie ist Rechtshänderin), verkümmert langsam – sie welkt wie eine Blume, die zu lange in der Vase steht. Diese Disintegration schreitet über-

all in Elies linker Gehirnhälfte voran. Die Sprache ist nur das Erste, was sie verliert. Gut möglich, dass sie eines Tages, bald, die ganze rechte Seite ihres Körpers nicht mehr bewegen kann.

Die Aufnahmen zeigen noch etwas anderes. Während die eine Hälfte abzusterben beginnt, wuchert die andere. Elies rechte Gehirnhälfte erzeugt neue graue Materie – Neurone –, und dieses zusätzliche Gewebe sammelt sich an den Stellen ihres Gehirns, wo optische Eindrücke verarbeitet werden.

»Es ist eine Art Asymmetrie«, erklärte Hiroji ihr, »eine Art Unausgewogenheit von Worten und Bildern.«

»Und was ist das dann, das ich da mache? Woher kommt es?« Elie wedelte mit den Händen, als wollte sie ihre Gemälde wie eine Armee in den Raum befehligen und auf die kahlen Wände holen.

»Es kommt aus dem Inneren«, sagte Hiroji, »aber kommt daher nicht alle Malerei?«

»Aus meinem kranken Inneren«, sagte sie. »Ich befinde mich im Krieg. Es geht bergab mit mir, oder?« Sie griff nach den MRTs auf seinem Schreibtisch. »Malen Sie, Herr Doktor?«

Er schüttelte den Kopf.

»Haben Sie je darüber nachgedacht?«

»Nein.«

»Warum nicht?«

Er hielt einen Moment lang inne. »Meine Mutter hat gemalt. Sie war Buddhistin, und sie hat mir immer gesagt, ich sei zu analytisch, ich hätte kein Verständnis für die vergängliche Seite der Dinge.«

»Vergänglich«, wiederholte sie zweifelnd. »Wie das Tanzen?«

Er lachte. »Ja, wie das Tanzen.«

Hiroji überwachte Elies Zustand mit fortgesetzten MRTs. Untersuchung für Untersuchung, Jahr für Jahr zeigen die Aufnahmen, wie das Ungleichgewicht zunimmt. Drei Jahre nach der Erstdiagnose begannen sich auch Elies Gemälde zu verändern. Während sie einst darin geschwelgt hatte, Musik in komplexe mathematische und abstrakte Bilder umzusetzen, die mit ihren intensiven Farben Rhythmen repräsentierten, malte sie jetzt präzise Stadtlandschaften, detailliert, nahezu fotografisch. »Ich sehe anders«, berichtete sie Hiroji. »Es erscheint mir weniger heilig als früher.« Er wollte, dass sie weitererzählte, dass sie ihm diese Heiligkeit erklärte, doch sie schüttelte nur den Kopf und goss mit zitternder rechter Hand den Tee ein.

»Das Konzeptuelle und Abstrakte«, sagte Hiroji, »ist für Sie nicht mehr so zugänglich. Ihre innere Welt hat sich verändert.«

Hiroji und ich schrieben einen Aufsatz über Elies Zustand. Er schilderte mir Elies Bilder, die bei ihr zu Hause die Wände schmückten. Er hatte das Gefühl, dass sie ihr gefielen, weil sie die Innenwelt in die Welt überführten, in der wir leben, die wir anfassen und ertasten, die wir sehen und riechen. »Bald«, sagte sie zu ihm und klopfte sich mit dem Finger auf die Brust, »wird es kein Inneres mehr geben.«

Inzwischen ist Elie fast vollkommen stumm. Wenn sie Hiroji anruft, spricht sie nicht. Sie klopft in einer Art Morse-Code zwei- oder dreimal auf die Tastatur, ehe sie wieder auflegt. Ihre Krankheit ist degenerativ, ein immer rascherer Verlust von Neuronen und Gliazellen in den anderen Teilen ihres Gehirns, der ihr zunehmend die Fähigkeit zu sprechen, sich zu bewegen und irgendwann sogar zu

atmen nimmt. Da sie nicht mehr malen kann, verbringen sie und Gregor lange Tage am Flussufer, wo alles, wie sie einmal zu Hiroji sagte, in Bewegung ist, vergänglich, und nichts bleibt, wie es ist.

Vor zwei Jahren sprach Hiroji während eines Vortrags in Montreal kurz über das Bewusstsein. Er erklärte, er stelle sich das Gehirn als hundert Milliarden Flipperkugeln vor, deren Geräusche in ihrer Fülle und Geschwindigkeit jeden Gedanken und Impuls umfassten, all unsere ausgesprochenen und unausgesprochenen Wünsche, eigennützige, überlebensnotwendige und widersprüchliche. Die Zahl der möglichen Zustände des Gehirns übersteige die sämtlicher Elementarteilchen im Universum. Vielleicht könne das, was darunter liegt (Gewebe und Knochen und Zellen), und das, was darüber existiert (unser Ich, Erinnerung, Liebe), in Einklang gebracht und als Einheit begriffen werden, vielleicht sei alles dasselbe, sei der Geist das Gehirn, der Geist die Seele, die Seele das Gehirn usw. Doch das sei, als schäue man zu, wie eine Hand die andere aufschneidet, die Haut abschält und Gewebe und Knochen untersucht. Alles, was sie will, ist, sich selbst zu verstehen. Aber wäre dieses Verständnis nicht trotzdem ein begrenztes?

Ein paar Tage nach dem Vortrag erhielt Hiroji einen Brief von einem Mann, bei dem kürzlich Alzheimer diagnostiziert worden war.

Ich frage mich, schrieb er, wie ich ermessen kann, was ich verlieren werde. Wie viele Verschaltungen, wie viele Zellen müssen beschädigt werden, bevor der Mensch, den meine Kinder kennen, nicht mehr da ist? Gibt es ein Ich, das in der Amygdala oder im Hippocampus vergraben ist? Gibt es einen Funken Elektrizität, der mein Leben lang Bestand hat?

Ich würde gern wissen, welcher Teil des Geistes unangetastet bleibt, unangreifbar, ob es einen Teil von mir gibt, der überdauert, der unzerstörbar ist, das absolute Zentrum dessen, der ich bin.

{Ende}

Früher schlich ich in meinen schlaflosen Nächten immer durch den Flur und stellte mich in die offene Tür von Kiris Zimmer. Mein Sohn, Sammler und Hüter kleiner Decken, schnarcht ein wenig. Das Geräusch seiner Atemzüge beruhigte mich. Wenn ich es wagte einzutreten, lauschte ich seinem Schlaf, den komischen, stotternden Lauten, die mir ganz und gar überirdisch vorkamen. Kiri, du bist ein Geschenk des Himmels, dachte ich dann. Ein Mysterium.

Taka die Alte erscheint auf der Fensterbank. Hirojis Katze beobachtet mich nervös, unruhig. Vor Stunden muss ich vergessen haben, meinen Mantel auszuziehen, also knöpfe ich ihn jetzt auf, schäle mich heraus und lege ihn ordentlich über die Rückenlehne eines Stuhls. Die Katze schlängelt sich heran. Wir sind zwei Geschöpfe der Nacht, in Gedanken verloren, nur dass sie nüchtern ist. Sie reibt ihr Gesicht an den leeren Ärmeln des Mantels, sie schnurrt in seine herunterbaumelnde Kapuze.

Ich ziehe die Vorhänge auf. Fast vier Uhr morgens, und draußen ist es märchenhaft weiß, eine scharf gezeichnete Landschaft scheint gegen das Dunkel aufzubegehren: *Geh dahin zurück, wo du hergekommen bist!* Schneewehen und überfrorene Traufen verschmelzen mit Autos, die zentimeterhoch von Schneedecken umrissen sind. Ich kritzele kambodschanische Schriftzeichen, kambodschanische

Wörter auf die vereisten Fensterscheiben, aber meine Kalligraphie ist die eines Kindes, unbeholfen, zu breit gespreizt, zu plump. Ich war elf, als ich Kambodscha verließ, und bin seitdem nie wieder da gewesen. Vor Jahren, mit meinem Mann unterwegs nach Malaysia, habe ich es aus der Luft gesehen. Seine Schönheit, unverändert, endlos, riss eine Wunde in mir auf. Ich saß am Fenster, und die kleine Maschine flog niedrig. Jetzt, in der Regenzeit, war Kambodscha versunken, ertränkt, das überschwemmte Land ein Plateau aus Licht. Von oben waren keine Autos oder Motorroller zu sehen, nur Boote, die das Wasser durchpflügten, gefolgt von der Schleppe ihrer Kielwellen.

Stille frisst sich in jeden Winkel des Raums, kriecht über die Möbel, über die Katze. Sie schreitet durchs Zimmer wie ein Löwe im Zoo. Ich spitze am Schreibtisch wie wild Bleistifte an und reihe sie nebeneinander auf.

Auf dem Boden liegt die Mappe, der ich mich immer wieder zuwende. Nach Hirojis Verschwinden fand ich sie auf seinem Küchentisch, nahm sie mit und erzählte niemandem von ihr, der Polizei nicht und nicht einmal Navin. Ich bewahrte sie in einem alten Koffer auf, als wäre sie ein Andenken, eine Reliquie, die zu hüten Hiroji mich gebeten hatte. Die Mappe enthält dieselben Dokumente und Pläne und Briefe von James, mit deren Überprüfung Hiroji mich letztes Jahr beauftragte. Ich erinnere mich, wie er die Landkarte entfaltete und seinen Finger auf Phnom Penh legte, *hier*, wo die Tinte verschmiert ist, die Stadt am Zusammenfluss von Mekong, Tonle Bassac und Tonle Sap. Damals war mir die Karte zu unscheinbar vorgekommen, zu abstrakt, eine Zeichnung von einem Land, die wenig Bezug zu dem Land meiner Kindheit hatte. Ich konnte nicht sehen, was er sah.

